

Robert Gradmann in Forchtenberg

Von Karl Heinz Schröder

Wenn die deutsche Geographie und darüber hinaus auch weitere Kreise in diesem Jahre der 100. Wiederkehr des Geburtstags von Robert Gradmann gedenken, so wird immer wieder dabei auch der Name der Stadt Forchtenberg genannt werden müssen. In diesem hohenlohischen Städtchen hat nämlich, so überraschend es auch klingen mag, in Wirklichkeit die wissenschaftliche Laufbahn dieses großen Geographen, des „Altmeisters der deutschen Landeskunde“, begonnen.

Das Leben und das Werk Robert Gradmanns sind oft genug geschildert worden, und zu allem schon Vorhandenen kommt u. a. im Gedenkjahr noch die Veröffentlichung seiner Selbstbiographie hinzu¹. Aus deren Manuskript schöpft die vorliegende Darstellung, in der die Forchtenberger Jahre jedoch ausführlicher geschildert werden, als das in den unlängst erschienenen, stark gekürzten „Lebenserinnerungen“ der Fall ist.

Dabei wird Gradmann, nachdem sein Sohn Dr. Hans Gradmann den Abdruck aus dem Manuskript freundlicherweise gestattet hat, ganz vorwiegend selbst das Wort behalten. Die Wahl dieses Grundsatzes bestimmte die Absicht, den Charakter der Unmittelbarkeit dieses Zeugnisses zu erhalten und dieses in seiner ebenso schlichten wie schönen und lebendigen Sprache darzubieten. Vor allem drei Inhaltskreise sollen in den folgenden Blättern hervortreten: Die liebevolle Schilderung der Stadt Forchtenberg und ihres Lebens in den neunziger Jahren, das Wirken Gradmanns als ihr Pfarrer und Bürger und sein hier begonnener Weg in die Wissenschaft.

Seiner Familie zuliebe und nur für diese hat Gradmann seine Erinnerungen in den Jahren 1944 und 1945 niedergeschrieben; an eine Veröffentlichung hat er niemals gedacht. Diesem Umstand zufolge ist sein Stil hier nicht der des Wissenschaftlers, sondern der des Erzählers im vertrauten Kreis. Die hierbei auftretenden Eigenheiten des „persönlichen Stils“, „Suebismen“ und sonstige Ausdrücke und Wendungen, die Gradmann in seinen für den Druck bestimmten Arbeiten streng vermied, sind bewußt belassen worden.

Als Eingriffe in die ursprüngliche Fassung sind somit nur die notwendigen Kürzungen², die erläuternden Zusätze sowie die Anordnung des Inhalts im Sinne der obengenannten Disposition zu vermerken, wobei jedoch an der Formulierung nichts geändert worden ist. In diesem Gewand soll der Beitrag versuchen, den Lesern im Hohenloher Land und besonders Karl Schumm eine kleine Freude zu bereiten, — diesem als Ausdruck der Dankbarkeit der Geographen dafür, daß er jahrzehntelang und in selbstloser, ja opfervoller Weise immer wieder jungen Fachgenossen Rat und Hilfe bei der Lösung ihrer Probleme gewährt hat.

¹ Robert Gradmann, Lebenserinnerungen. Herausgegeben von K. H. Schröder, Stuttgart 1965. Ein Verzeichnis der Schriften von und über Robert Gradmann erscheint in Kürze im Jahresband 1965 der Fränkischen Geographischen Gesellschaft in Erlangen. — Sämtliche Anmerkungen und die Kapitelüberschriften stammen vom Bearbeiter.

² Von den 33 Seiten des Manuskripts, die die Forchtenberger Zeit betreffen, können hier nur etwa zwei Drittel wiedergegeben werden. Ein Teil der ausgelassenen Partien ist in den „Lebenserinnerungen“ enthalten.

Obwohl in Lauffen am Neckar zur Welt gekommen, war Gradmann mehr reichsstädtischer als altwürttembergischer Herkunft. Zumindest vier Fünftel der nachweisbaren Vorfahren sind in alten Reichsstädten — besonders in Ravensburg und Hall — geboren, und in seinen Adern floß somit ebenso viel fränkisches wie schwäbisches Blut. Aufgewachsen ist er seit seinem vierten Lebensjahr in Stuttgart, das er stets als seine eigentliche Vaterstadt angesehen hat. Nach der Ablegung der ersten theologischen Dienstprüfung in Tübingen war er dann als Vikar und Pfarrverweser in Kuchen und Hattenhofen am Albrand, in Leutkirch und schließlich in Öhringen tätig, wo er im August 1890 (nach der zweiten Dienstprüfung) zum Stadtvikar ernannt wurde. Sein damals in Neuenstein als Pfarrer wirkender Bruder Eugen, der spätere Landeskonservator, hatte ihn zur Bewerbung um diese Stelle angeregt. Daneben aber hat vielleicht auch die Erinnerung an den von ihm sehr geliebten und verehrten Großvater Karl Hörlin (1803—1882), der Stadtpfarrer in Sindringen und dann Pfarrer in Eschental (1860—1870) gewesen war, den Wunsch nach einer Niederlassung im Hohenloher Land lebendig werden lassen. Noch im gleichen Jahr erfüllte sich diese Hoffnung:

»Und siehe da, es ging wirklich eine Pfarrei auf: Forchtenberg im Kochertal, Patronat des Fürsten von Hohenlohe-Öhringen. Die Kollegen warnten mich: es sei zwar eine „Stadt“ von nicht ganz tausend Seelen und der Gehalt etwas höher als an den gewöhnlichen Anfangspfarreien; aber es sei ein armes, buckliges, dreckiges Nest, gehöre also keineswegs zu den „hehlingen guten“ Pfarreien, die das Ideal des hohenlohischen Patronatspfarrers waren. Auch die Entlegenheit wurde ins Feld geführt: von Forchtenberg nach der nächsten Bahnstation Öhringen seien es volle 14½ km. Ich machte mich eines Nachmittags zusammen mit meinem Bruder Eugen dorthin auf. Wir gingen von Neuenstein aus durch das tief einsame, von prachtvollen Wäldern erfüllte Kupfertal und waren vollends von dem romantischen Städtchen, das unterhalb einer Burgruine an den Bergvorsprung im Mündungswinkel der Kupfer geklebt ist und noch ganz in seinen alten Stadtmauern steckt, in heller Begeisterung. Mochten die Leute arm sein oder nicht, dort gefiel mir's, dort würde ich mich in kurzer Zeit ebenso heimisch fühlen wie in Lauffen oder in Walheim, die beide in die gleiche malerische Muschelkalklandschaft gebettet sind. Etwas schwieriger war es, die Zustimmung der Frauen, meiner Schwägerin und meiner Schwiegermutter, für den Plan zu gewinnen. Aber schließlich kam es doch allein auf die Braut an, und die meinte, ein weniger romantischer, weniger entlegener und dabei komfortablerer Platz wäre ihr vielleicht noch lieber gewesen, aber wenn mir's dort gefalle, dann gefalle es ihr auch. Die Ernennung durch den Fürsten oder vielmehr durch seinen allmächtigen Domäneninspektor Stephan erfolgte umgehend, und so konnte ich schon Anfang Januar 1891 dort aufziehen.

I. Die Stadt Forchtenberg

Das Städtchen Forchtenberg liegt mir so am Herzen, daß ich am liebsten eine vollständige Ortsbeschreibung und Ortsgeschichte schreiben würde. Aber damit würde mein Vorsatz, mich kurz zu fassen, doch gar zu ungeheuerlich durchkreuzt.

In der Gemeinde haben wir uns von Anfang an wohl gefühlt. Sie war wohl arm. Forchtenberg gehörte zu den vielen unterländischen Zwergstädtchen, die einst bessere Tage gesehen hatten; das war ihm auf Schritt und Tritt anzusehen. Der frühere Herrschaftssitz lag in Trümmern; der einst lohnende Weinbau war zusammengeschwunden, begreiflich, wenn das halbe Liter Kocherwein nur noch

20 Pfennig galt; der einst einträgliche Marktverkehr mit den wohlhabenden Dörfern der Umgebung war kaum mehr der Rede wert; um das Marktrecht nicht ganz zu verlieren, mußte jedes Jahr am offiziellen „Jahrmarkt“-Tag ein anderer Bürger seine Kuh auf dem Marktplatz aufstellen. Wirtshäuser zur Einkehr gab es zwar immer noch im Überfluß, auch einige Kaufläden, das Handwerk war weit mannigfaltiger vertreten als etwa in gleich großen Dörfern, aber es hatte keinen goldenen Boden mehr und kümmerte so dahin; es gab mehrere Mühlen, außer den gewöhnlichen ländlichen Handwerkern auch Bäcker und Metzger, Schreiner und Küfer, Schlosser, Flaschner, Uhrmacher, selbst Hutmacher, Gerber und Färber; aber mehrere Gewerbe, so die einst berühmte Bildhauerei (die Familie Kern, deren Wohnhaus in der Nähe des Diebsturms zu entdecken ich das Glück hatte), waren ganz ausgestorben. Der siebzigjährige Kirchenpfleger Haag hieß immer noch „Weißgerbers Fritz“, aber schon sein Vater hatte die Weißgerberei aufgegeben. Auch an die frühere Herrschaft gab es noch Erinnerungen, es gab einen „Hofbäck“, der hervorragende Laugenbretzeln herstellte, einen „Herrnküfer“, der freilich lieber auf die Jagd und ins Wirtshaus ging, als daß er Fässer band; man kannte noch den ummauerten Amtsgarten mit einem schönen, großen Gartenhaus im Mansardenstil, wie ja auch das Pfarrhaus früher als Amtshaus gedient hatte. Aber einen fürstlichen Amtmann gab es längst nicht mehr. Selbst an die hohenlohischen Grenzsoldaten, die einst unter dem Kochertor saßen und Strümpfe strickten, bestand noch eine Erinnerung. Die Wache war jedesmal unters Gewehr getreten und hatte den Fahnenruß entboten, so oft ein Leichenzug durchs Tor kam, und um diese Ehre gewiß nicht hinauszulassen, hatte sich die Sitte gebildet, mit jeder Leiche, wenn irgend möglich, den Weg durchs Kochertor zu wählen und sie dort abzustellen, auch wenn ein beträchtlicher Umweg damit verbunden war, und diese Sitte bestand noch zu meiner Zeit, wiewohl es längst keine Grenzwa­che mehr gab.

Aus der Zeit, da Forchtenberg Amtsort gewesen war, hatten sich auch sonstige Einrichtungen und kleine Beamtenstellen erhalten, die man im Dorf nicht findet; es gab einen Arzt und einen Wundarzt, eine Apotheke, Amtsnotar und Geometer, Aktuar, Staatsakziser, Landjäger und Steuerwächter; eine Realschule, die eine Zeitlang bestanden hatte, war leider wieder eingegangen. Aber im bescheidensten Sinn des Wortes entstand durch diese Ämter schon eine gewisse Hebung des Bildungsstands, ein kleiner Kreis von „Honoratioren“, zu denen natürlich auch die Lehrer und die angesehensten unter den Gemeinde- und Kirchengemeinderäten gehörten. Sie bildeten miteinander eine „Leseesellschaft“, in der die üblichen illustrierten Zeitschriften zirkulierten, — wir beide haben zehn Jahre lang das Geschäft besorgt. Sonst saßen die Honoratioren im Winter bei einem allwöchentlichen Abendschoppen, im Sommer bei der Mittwochs-Kegelbahn im schönen „Ochsen“-Garten zusammen, wozu sich auch die Frauen und häufig Gäste aus den Nachbarorten, besonders aus Schöntal, einfanden; auch die Bezirksbeamten richteten ihre Visitationen gern so ein, daß sie an der Forchtenberger Mittwochs-Kegelbahn teilnehmen konnten.

Einst, gegen Ende des Mittelalters, war der Aufschwung des Städtchens eine Zeitlang so stürmisch gewesen, daß die Bewohnerschaft innerhalb der engen Ummauerung keinen Platz mehr fand und man erlauben mußte, mit den Wohnhäusern die Stadtmauer zu überbauen. Dadurch bot das Städtchen nach außen hin eigentümlich malerische Bilder, zum Teil, da man die „sanitären Anlagen“ gern nach außen verlegte, auch komische Bilder („Posaunengasse“). Im Innern entstand durch

die Hanglage ein Gewirr von engen, buckligen Gassen, deren Steilheit zum Teil nur mit (stark abgetretenen und mehrmals gewendeten) Stufen überwunden werden konnte. Viele Familien waren mit der Zeit weggezogen; ihre Wohnungen wurden meist von armen Leuten aus den umliegenden Dörfern eingenommen, denen die Bauern, um sie loszuwerden, oft ein paar Jahre den Hauszins in der „Stadt“ zahlten, bis der neue „Unterstützungswohnsitz“ ersessen war. Viele Häuser und ganze Gassen wurden nicht mehr richtig im Stand gehalten und boten ein malerisches Bild der Unordnung und des verblichenen Glanzes, leider zum Teil auch des Schmutzes. Den Malerkolonien, die sich in manchen Jahren einfanden und ein höchst anregendes Element in die Gesellschaft hereintrugen, war es gerade recht so. Wer Phantasie besaß, konnte hier mehr in der Vergangenheit leben als in der Gegenwart. Aber es war eben nichts anderes als ein Bild des wirtschaftlichen Niedergangs. Die tragische Entwicklung war von den Bewohnern in keiner Weise selbstverschuldet; die Schuld lag einzig an den allgemeinen wirtschaftlichen Vorgängen, denen das einzelne Gemeinwesen meist gänzlich machtlos gegenüberstand. Dazu gehörte neben dem durch verschiedene Ursachen veranlaßten Rückgang des Weinbaus vor allem der Siegeszug der Maschine, die eine völlige Umwälzung des Verkehrswesens hervorbrachte und dadurch die kleinen lokalen Mittelpunkte überflüssig machte, zugleich aber auch das Handwerk zugunsten der Großindustrie entthronte.

Sittlich und sozial hat sich das in Forchtenberg so ausgewirkt, daß es nicht wenige heruntergekommene Elemente gab, aber auch recht viele grundständige, fleißige, zuverlässige, trotz aller Ungunst der Zeit zufriedene und heitere, freundliche und höfliche Menschen, wie es die hohenlohischen Franken nun einmal sind. Wir haben mit manchen von ihnen wirkliche und dauernde Freundschaft geschlossen.

Es gab unter den eingeborenen Forchtenbergern recht kluge Menschen, von treffendem Urteil, höchst ehrenwertem Charakter, nicht wenige auch von schlagfertigen Witz. Dazu gehörte der schon erwähnte dicke „Hofbäck“ Ehrmann, der „Glockenschreiner“ (Schreiner Glock), der sehr geschickt allerlei originelle Möbel nach Bestellung anfertigte — ich besitze noch ein paar davon —, der Flaschner Aichele und besonders der Metzger und Kronenwirt Fischer und seine Frau. Namentlich die „Frau Kronenwirtin“ war eine originelle Person, die sich nicht leicht „ins Bockshorn jagen“ ließ. Bei ihr war der Stadtschultheiß Hüzler von vornherein auf sämtliche „Rüssela“ und „Öhrla“ abonniert; ich höre die „Öhrla“ heut noch knarfeln. Der Herr Dekan aber, wenn er zur Visitation kam, erhielt regelmäßig einen Kalbsbraten, wiewohl so gut wie niemals ein Kälbchen geschlachtet wurde; es war ein besonders mageres Stück Schweinefleisch, das zur Abwechslung als „Kalbsbraten“ zubereitet war. Wenn man nach einem Vesper fragte, wurde man meistens vor die Wahl gestellt: „Wella S' a' Knackwurst? Oder a' halbgrachte Bratwurst?“ Ich fragte einmal, was eigentlich der Unterschied zwischen beiden sei. Antwort: „Gar kaner. Wenn Se a' Knackwurst b'stelle', no schälä' 's; wenn Se a' halbgrachte Bratwurst b'stellt häwa', no esse Se's mit der Haut.“ Wenn man sich die Bemerkung erlaubte, daß die Wurst diesmal besonders scharf geraten sei, dann lachte sie: „Do isch ewa' em Schorschle“ (das war der Metzgerlehrling) „scheints s' Pfeffergückle in da' Brät gfalla'“. Und wie wir später einmal in der „Krone“ logierten und abends zu Bett gehen wollten, da fiel es ihr gar nicht ein, uns, wie sonst üblich, hinaufführen zu lassen; sie meinte freundlich: „'S Zimmer wisse S', 's Licht steht owa', Zündhölzlich werda S' selber howa'“.

Eine sehr wesentliche Verbesserung brachte, ohne mein Verdienst, die Einrichtung einer Hauswasserleitung für die Stadt Forchtenberg. Unsre damalige Magd kam, wie die Sache in Gang gesetzt war, voll Begeisterung über dieses Wunder, vom oberen Stock herabgesprungen: „Frau Stadtpfarrer, es lefft immer noch“. Durch die Hauswasserleitung wurde leider dem ehrwürdigen alten Brunnen, der, wie man des öfteren in Italien sieht, unter dem Straßenniveau, durch eine Staffel zugänglich, in die Stadtmauer eingelassen und am steinernen Brunnenstock mit dem Stadtwappen, dem Erzengel Michael, geschmückt war, das Wasser entzogen. Er war bis dahin jahrhundertlang der einzige Brunnen der Stadt gewesen. Der gegenüber wohnende Stadtrat Müller beantragte jetzt, den ganzen Brunnen zuzuschütten, weil er dadurch einen etwas erweiterten Vorplatz zum Abstellen seines Leiterwagens gewonnen hätte. Das Stadtbild wäre dadurch um eines seiner feinsten Stücke ärmer geworden. Ich rief meinen Bruder, den Landeskonservator, zur Hilfe. Der verschaffte der Stadt einen Staatsbeitrag zu ihrer Wasserleitung unter der Bedingung, daß dieses alte Wahrzeichen der Stadt erhalten bliebe. Und so geschah's. Der alte Müller, mit dem ich bisher besonders gut stand, hat mir das nie verziehen. Der Brunnentrog, seines Wasser beraubt, verstaubt und halb mit Schutt gefüllt, bot freilich keinen erfreulichen Anblick mehr. Erst in den dreißiger Jahren hat es ein rühriger Stadtschultheiß durchgesetzt, daß wenigstens das Übereich der Wasserleitung dem Brunnen wieder zugeführt wurde, womit ein vollkommen befriedigender Zustand erreicht worden ist. Daß bei Wasserklemmen der Brunnen auf kurze Zeit versiegt, läßt sich ertragen.

Ein Stimmungsbild muß ich noch nachholen. Eine große Sache war auch hier Königs-Geburtstag. Da wurde ein feierlicher Festzug veranstaltet, der vom Rathaus durch das ganze Städtchen nach der Kirche zog, die Männer im Bratenrock und Zylinder, ich im Talar, voran die vier Stadtmusikanten, die einen kreuzfidelten Marsch bliesen. Abends veranstaltete der Kriegerverein noch eine besondere Feier. Wie ich nachher davon hörte, bat ich den mir befreundeten Vorstand des Kriegervereins, Flaschner Aichele, Veteran aus dem Siebziger Krieg, das nächste Mal auch eingeladen zu werden; ich würde gern mitmachen. Daraufhin wurde ich zum Ehrenmitglied des Kriegervereins ernannt und hielt fortan dabei die Festrede. Einmal war der einzige Sozialdemokrat im Städtchen, ein Maurer, auch dabei erschienen und behielt herausfordernd seinen Hut auf. Das erregte großes Ärgernis; die Männer tuschelten zusammen, aber keiner wagte, den Kerl zurechtzuweisen. Da ging ich ruhig auf ihn zu und stellte mich vor ihm auf: „Bitte, nehmen Sie den Hut herunter!“ Wie der Mann aber auffuhr und, den Hut in der Hand, stramm stand! Das erregte allgemeine Heiterkeit und löste die Stimmung in Wohlgefallen auf. Die Disziplin saß dem alten Soldaten eben doch in den Knochen.

II. Der Pfarrer und Bürger

Das Forchtenberger Pfarrhaus ist ursprünglich Amtshaus, d. h. Sitz des fürstlich-hohenlohischen Amtmanns gewesen. Daß es zum Pfarrhaus wurde, verdankt man dem Vorgehen eines dortigen Pfarrers um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Lage des Hauses ist außerordentlich günstig, unmittelbar unter der hochgelegenen Kirche, mit wundervollem, freiem Blick über das Kochertal und die gegenüberliegenden, unten mit Weinstöcken bepflanzten, oben bewaldeten Talhänge. Für ein Pfarrhaus ist es ganz ungewöhnlich geräumig: sechs riesige, tapezierte, zum Teil mit schönen Parkettböden ausgestattete Zimmer, allerdings niedrig,

aber geräumig genug, und dazu sage und schreibe sieben Kammern, von denen sich jede in ein Zimmer verwandeln ließ, was inzwischen auch teilweise geschehen ist. Besonders reichlich sind die Nebenräume bemessen, Waschküche, Stallung, Holzstall, Keller, wie es sich für einen fürstlichen Amtmann geziemt. Lächerlich verpfuscht ist nur die Raumeinteilung, hier hätte man schon längst einen richtigen Architekten dahinterschicken sollen. Besonders behaglich war meine kleine Studierstube im Erdgeschoß gegenüber dem Hauseingang und darüber das große, aussichtsreiche Wohnzimmer. Zu dem allem hatte meine Schwiegermutter in Tübingen ein Dienstmädchen für uns gedingt, wie wir später nie mehr eins hatten, eine kräftige Person von zwanzig Jahren, der es ein Kinderspiel war, täglich von dem einzigen, weit entfernten Brunnen der Stadt einen Butten voll Wasser auf dem Rücken zu uns heraufzutragen.³

Und das alles für uns zwei Leutchen! So herrenmäßig waren wir wirklich später im ganzen Leben nicht mehr ausgestattet. Freilich die Einkünfte paßten dazu wie die Faust aufs Auge. Es ist ganz unglaublich, wie gering die Anfangspfarreien damals bezahlt waren. Dazu kamen im „Hungerjahr“ noch die Abzüge für die Witwenpensionskasse, ein Viertel des Gesamtgehalts; der Kameralverwalter machte die Abzüge auch noch ganz nach Willkür, in einem Monat war vielleicht gar nichts abgezogen, in einem andern gleich drei Viertel des ganzen Gehalts. Wenn dann gleichzeitig etwa noch eine Kohlenrechnung eintraf, dann blieb für das tägliche Leben überhaupt nichts mehr übrig. Hätte die junge Pfarrfrau nicht aus den Ersparnissen ihrer Mädchenzeit etwas zuschießen können, dann hätten wir Bäcker und Metzger nicht mehr bezahlen können. Trotzdem hat es immer gereicht. Es gehörte schon eine unübertreffliche Hausfrauenkunst dazu. Dabei war sie immer fröhlich und guter Dinge.

Wiewohl ihr das ganze geistliche Milieu von Hause aus fremd war, hat sie es mit den Leuten besonders gut verstanden. Die großen „Anmeldungen“ (zum Abendmahl und besonders zum Konfirmandenunterricht) waren ihr ein Fest. Der ursprüngliche Zweck der Übung waren seelsorgerliche Besprechungen mit dem Pfarrer. Die fanden auch statt. Aber da immer nur die Frauen erschienen und irgend etwas für den Haushalt mitbrachten, hatte sich der Schwerpunkt mit der Zeit immer mehr nach der Seite der Pfarrfrau verlegt. Das war überall so. Vom einzelnen Gast nahm die Pfarrerin diskret zuerst das Deckelkorbchen mit Butter und Eiern, zuweilen einer Metzelsuppe oder auch mit einem liebevoll ausgewählten Gebrauchsgegenstand für den Haushalt in Empfang, um es draußen in der Küche zu leeren. Dann folgte die Bewirtung, bei der sich statt der üblichen Zichorienbrühe der später von uns eingeführte Schwarzträublesliqueur trefflich bewährte. Das gab Stimmung, und man hat sich gegenseitig glänzend unterhalten. Unerschöpflich waren die Anekdoten aus den „Anmeldungen“. So die von der nicht besonders hellen Frau, die aufmerksam unser Piano musterte, um dann in den freudigen Ruf auszubrechen: „A(n)s da'gleicha' Waisszaichkasta' mit Lichter dra hewa's Waidners“ (das waren unsere Vorgänger) „a ghatt“. Oder von einer anderen, die nach dem Alter ihrer Zwillinge gefragt wurde: „Mane Zwilling? die san gleich alt“.

Auf der schönen Barockkanzel, einem Werk der Künstlerfamilie Kern, war gut predigen. Die anspruchslosen Forchtenberger schienen auch mit meinen Predigt-

³ Das Forchtenberger Pfarrhaus weist übrigens auch noch eine zweite Beziehung zur Geographie auf: Hier wurde 1910 als Sohn von Gradmanns übernächstem Nachfolger der Tübinger Geograph und Direktor der Landesbildstelle Stuttgart, Professor Dr. Theodor Hornberger, geboren.

leistungen so weit zufrieden. Wenigstens waren die Sonntagsgottesdienste immer anständig besucht. Und wenn hie und da ein älterer Mann, von der Wochenarbeit ermüdet, während der Predigt einnickte, so konnte ich mich mit meinem Dekan trösten, der einmal bei einer Visitation so liebenswürdig war, die Predigt selber zu übernehmen und mich die freudige Genugtuung erleben ließ, daß die beiden Kirchengemeinderäte zu meiner Rechten und zu meiner Linken schon nach der Einleitung anfangen zu schnarchen. Ich selbst besaß ein wirksames Mittel, die Schläfer zu wecken: ich sprach einige Sätze ganz ruhig und leise, um dann plötzlich mit einem sforzando wie in der Paukenschlagsymphonie dazwischen zu fahren. Das half jedesmal. In der Seelsorge wurde mir beschämenderweise nachgerühmt, daß ich fleißig Krankenbesuche mache, besonders bei den Ärmsten in der Gemeinde. Ich habe bestimmt, schon um niemand lästig zu fallen, nicht mehr getan, als nötig war; die Leute waren offenbar von meinem Vorgänger her nicht verwöhnt. Beschämend war auch, daß ich in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal von jemand angebettelt oder angepumpt wurde; so taktvoll waren auch die Ärmsten gegen ihren Pfarrer! Auch wenn ich dem und jenem eine Unterstützung von irgendeinem Wohltätigkeitsverein verschaffte, ist die Initiative immer von mir ausgegangen.

Mit den jungen Lehrern, die öfters wechselten, habe ich natürlich allerlei Erfahrungen gemacht. Einer machte sich besonders um den Gesangverein verdient und veranstaltete bunte Abende, die oft recht heiter und gelungen waren. Nach einem solchen Abend war der gute Mann verschlafen und nicht in der Kirche erschienen, wo er doch den Organistendienst zu versehen hatte. Die Glocken hatten schon zehn Minuten zusammengeläutet; sie läuteten weitere fünf Minuten zusammen, und keine Orgel ließ sich vernehmen. Da trat ich im Chorrock auf den Altar und stimmte selber das Lied an; es ging ganz gut. Andern Tags erschien aber im Pfarrhaus eine Abordnung vom Gemeinderat und Kirchengemeinderat, um sich zu beschweren und für dieses todeswürdige Verbrechen die sofortige Abberufung des jungen Lehrers zu verlangen. Ich gedachte meiner eigenen Jugendjahre, nahm den jungen Mann in Schutz und lehnte eine Anzeige an die Behörde rundweg ab; es ist ihm auch nichts geschehen.

Viel Verständnis hatten die Leute auch dafür, daß ich meine Umgangsformen mit dem einzelnen nicht nach dem Maß seiner Kirchlichkeit einrichtete, wie es manche Pfarrer tun. Es gab nämlich auch ausgesprochen unkirchliche Leute, die nie einen Gottesdienst besuchten, einzelne sogar, die ihre ablehnende Stellung gegenüber dem Christentum offen aussprachen. Ein früherer Amtsarzt hatte da eine böse Saat ausgestreut, indem er in seinen Wirtshausgesprächen die Leute mit David Friedrich Strauß und seinem „Leben Jesu“ bekannt machte. Ich verkehrte mit diesen Irregeleiteten unbefangen wie mit jedem andern und habe manchem von ihnen eine freundliche Grabrede gehalten, in der ich, ohne seine ablehnende Haltung zu verschleiern, doch seine guten Seiten anerkannte. Die Kirchengegner sind mit der Zeit von selber ausgestorben. Ebensowenig hat der Methodismus Wurzel gefaßt, der anfangs einen rührigen Vertreter in Forchtenberg hatte, aber später nichts mehr von sich hören ließ.

Sehr erleichtert wurde mir das Amt durch einen musterhaft zusammengesetzten Kirchengemeinderat. Das war wirklich eine Auslese der Besten und Angesehensten in der Gemeinde, alle treu zu Kirche und Pfarrer haltend. Ich begreife heute noch nicht, wie es möglich war, daß diese klugen, gereiften und erfahrenen Männer sich von mir jungem Fant so gutwillig leiten ließen. Ich erinnere mich nicht, daß je

einer meiner Anträge abgelehnt worden wäre. Dadurch, daß der Pfarrer jetzt zugleich als Vorsitzender und Protokollführender amtierte, war allerdings auch eine ungeahnte Macht in seine Hände gelegt, wenn er diese Stellung auszunützen verstand, und mir kam meine in Kuchen erworbene Kenntnis des Rechnungswesens dabei besonders zu statten. Weil der Kirchenpfleger sich in die neuen Formen nicht recht finden konnte, habe ich sogar sämtliche Kirchenpfliegerrechnungen die ganze Zeit hindurch selber gestellt und auf Antrag des Rechnungsprüfers für die musterhafte Rechnungsführung eine besondere Anerkennung bekommen. Es war aber auch der Mühe wert. Bei der Ablösung der kirchlichen Lasten nach dem Jahr 1848 war die vom Fürsten von Öhringen zu leistende Abfindung auch für die Erhaltung des Pfarrhauses aus unbekanntem Gründen nicht wie sonst an den Staat, sondern an die Gemeinde Forchtenberg gekommen und wurde dort als besonderer „Lastenabfindungsfonds“ verwaltet. Daraus war also Kirche und Pfarrhaus zu erhalten. Infolge der in früheren Jahrzehnten geübten höchstgradigen Sparsamkeit war dieser Fonds auf mehr als 100 000 M. angewachsen, und darüber hatte nun der Kirchengemeinderat zu verfügen.

Der evangelische Bauer im Büschelhof, meinem einzigen Filial, ließ zwar jedes Jahr taufen, wobei jedesmal die ganze Pfarrfamilie zu dem solennen hohenlohischen Bauerntaufschmaus eingeladen war (die Fleischstücke müssen dabei auf beiden Seiten über den Tellerrand hinausragen und von den anwesenden Taufpaten unter allerhand traditionellen Spässen gebührend bewundert werden). Aber da dies doch nicht gut öfters als einmal im Jahr stattfinden konnte, brachte dieser einzige Filialdienst auch keine nennenswerte Belastung. Eher ist mir die winterliche Abendbibelstunde, wobei in tiefster Dunkelheit der halsbrecherische, häufig vereste Weg nach der Kleinkinderschule hinab zurückzulegen war, zuweilen beschwerlich gefallen, und noch mehr die Winterabendschule, wo ich die übermüdeten und beständig mit dem Schlaf kämpfenden Lehrlinge mit dem langweiligsten Gegenstand der Welt, nämlich mit Kirchengeschichte, wach zu halten hatte.

Viel verkehrten wir mit den benachbarten Pfarrhäusern in Ernsbach und Orendelsall und ebenso mit den Niedernhaller Fabrikantenfamilien Wundt und Schauffler. Die Gäste mochten kommen, wenn sie wollten; stets war ein Kaffee und ein Vesper für sie bereit. Auch die wöchentlichen Pfarrkränze in Öhringen wurden fleißig besucht, und oft genug verzichtete man abends 6 Uhr auf den Postwagen und legte auch den Rückweg von 14½ km Länge zu Fuß zurück, um die Gesellschaft noch ein weiteres Stündchen genießen zu können. Ein besonderes, für das Hohenloher Land und seine Pfarrer bezeichnendes Fest war die alljährliche Maibowle im Garten von Schloß Friedrichsruh mit heiteren Reden und Gedichten, woran sich der nie fehlende Dekan der Diözese stets besonders rühmlich beteiligte. Einmal hatte ein dabei anwesender junger Gast den Weg von Künzelsau her zu Pferde zurückgelegt. Da er sich stark aufgeritten hatte, übernahm ich es, den Gaul bis nach Forchtenberg zurückzubringen. Im Übermut ritt ich den steilen Marktplatz und die oben eingelegten Stufen hinauf. Das Pferdegetrappel um Mitternacht in den steilen Gassen gab Anlaß zu der abenteuerlichsten Mythenbildung. Niemand von den Forchtenbergern kam darauf, daß der wilde Reiter ihr eigener Pfarrer gewesen war.

Eine große Sache war auch unser Musikkranz, der alle paar Wochen, anfangs in der Nagelsberger Mühle, später in Künzelsau stattfand. Es wurde

durchaus gute Musik gemacht; wir spielten Haydn'sche und Mozartische Quartette, wiederholt das Mozartische Divertimento für Streichtrio, man sang Schubertlieder und Silberquartette und war überaus vergnügt und angeregt. Da die Niedernhaller Fabrikanten sich nicht früher vom Geschäft freimachen konnten, kam man immer erst abends 9 Uhr zusammen, und da wir von Künzelsau bis Forchtenberg volle 12 km mit der Geige unter dem Arm zurückzulegen hatten — nur ausnahmsweise konnten wir einen Einspänner benützen — wurde es oft recht spät. Wenn wir heimkehrenden Musikanten dann den Leuten begegneten, die frühmorgens zur Ernte hinauszogen, war es etwas genierlich. Aber niemand hat uns das übelgenommen.

Besonders wertvoll war uns die Nachbarschaft von Schloß Hermersberg und vom Kloster Schöntal. Dorthin wurden alle jüngeren Logierbesuche auf wunder-vollen Waldwegen über eine Reihe von Aussichtspunkten geführt. Einer von diesen Aussichtspunkten erhielt sehr viel später den Namen „Robert-Gradmann-Platte“, nicht etwa zur Erinnerung an meine seelsorgerische Tätigkeit, vielmehr zum Dank für einen empfehlenden Aufsatz, den ich den Albvereinsblättern anvertraut hatte. Ich dichtete darauf:

Einst war mein Kopf
Ein blonder Schopf
Doch ach, im Lauf der Jahre,
Da gingen aus die Haare,
Bis daß ich eine Platte hatte,
Das war die Robert-Gradmann-Platte.

Vor allem wurden uns hier unsre beiden Kinder geschenkt, beide im Mai geboren, Hans 1892, Gretel 1894. Jetzt fühlten wir uns erst als Vollmenschen. Beide haben uns lebenslang nur Freude gemacht. Jedes von ihnen hat seine eigenen Freunde und Freundinnen gewonnen. Hans' Busenfreund war ein gleichaltriger Nachbarsohn, Ernstle Kress, mit dem er ganz als eingeborener Forchtenberger verkehrte. Die Kinder sprachen mit uns natürlich nie anders als schwäbisch; wie aber der Hans von uns einmal, wie so oft, Erlaubnis erhielt, seinen Freund zum Spielen heraufzuholen, da rief er zum Fenster hinaus: „Kumm, desch“ (Komm, du darfst). Wir hatten keine Ahnung gehabt, daß der Bub inzwischen zweisprachig geworden war. Wir hatten in Forchtenberg einmal Bezirksmissionsfest. Die Festpredigt hielt der befreundete Stadtpfarrer Kallee von Öhringen. Der fühlte, nicht etwa aus Kanzelscheu, die ihm gänzlich fernlag, im letzten Augenblick, ehe er das Pfarrhaus verließ, um sich in die Sakristei zu begeben, ein menschliches Rühren. Der Hans aber, der allein daheim geblieben war, machte einen Rundgang durchs Haus, er sah den offen gebliebenen äußeren Riegel an der Aborttür, und ordnungsliebend, wie er war, schob er den Riegel stillschweigend zu und begab sich in die oberen Räume des Hauses. Drüben in der Kirche sang man einen Liedervers nach dem anderen, und erst als das Lied ganz durchgesungen war, machte ich mich auf, um nach dem Kollegen zu sehen. Er tobte in seinem Gefängnis, war aber bald befreit und lachte sich über das Abenteuer den Buckel voll. Die Predigt ist um so ergreifender geworden.

Ausdrücklich als Anerkennung für einen Pflichtaufsatz mit dem selbstgewählten Thema „Der deutsche Sprachunterricht in der Volksschule“, worin ich an den Scheinleistungen der Schule namentlich im Aufsatzunterricht scharfe Kritik geübt

hatte, wurde mir das Amt eines Konferenzdirektors angeboten. Als solcher sollte ich die Fortbildung der Volksschullehrer im ganzen Bezirk Öhringen leiten, jedes Jahr drei Schulkonferenzen veranstalten und ein paar Dutzend große Aufsätze zensieren, zu denen ich die Themen zu stellen hatte. Auf die damit verbundene, sehr bescheidene Belohnung durfte ich nicht verzichten. Also mußte ich in den sauren Apfel beißen.

Es war schon keine Kleinigkeit: als junger, kaum 27jähriger, im Schulunterricht ganz unerfahrener Pfarrer den Vorsitz führen in einer Versammlung von gegen hundert Lehrern, die gerade damals im schärfsten, noch dazu durchaus berechtigten Kampf gegen die geistliche Schulaufsicht standen, ein Urteil sich bilden in den so schwierigen pädagogischen Fragen, die ebenfalls gerade damals in lebhafter Erörterung standen (Herbart-Zille), sich durcharbeiten durch den Wust von allermeist verschrobenen, auf Stelzen gehenden Lehrer-Aufsätzen, — das alles war bitter. Aber es war nicht ohne Frucht. Namentlich die neu eingeführten „Sonderkonferenzen“, bei denen man mit den jungen unständigen Lehrern ganz unter sich war, erwiesen sich als nützlich; die jungen Leute gingen aus sich heraus und zeigten sich für das Gebotene wirklich dankbar.

Einen etwas säuerlichen Nachgeschmack hinterließ dagegen das Verhalten meines Dekans, der sonst manche guten Seiten hatte. Ich hatte das Amt schon mindestens fünf Jahre geführt, als sich herausstellte, daß von der mir zustehenden Vergütung aus Versehen 25 Prozent in die Tasche des Herrn Dekans geflossen waren. Er begnügte sich, dazu mit gewinnendem Lächeln zu bemerken: „Sie werden nicht verlangen, Herr Kollege, daß ich Ihnen das wieder herauszahle“. Natürlich blieb mir nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Die rückständig gebliebenen 200 Mark wären in der Tat sauer genug verdient gewesen. So eine Schulkonferenz, bei der man drei bis vier Stunden lang mit angespannter Aufmerksamkeit den Vorsitz zu führen, oft genug einzugreifen, womöglich selber einen Vortrag zu halten und auch während des von den Teilnehmern besonders wertgeschätzten und unendlich hinausgezogenen Mittagessens kaum eine Minute seine Ruhe hatte, war schon eine Leistung, namentlich, wenn man — wie ich gewöhnlich — der Ersparnis halber den Hin- und Rückweg zu Fuß zurücklegte, während die Herren Lehrer sich aus dem Schulfonds ein Fuhrwerk bezahlen ließen. Einmal hatte ich eine Hauptkonferenz nach Waldenburg ausgeschrieben; da war ich, als ich die Verhandlungen begann, schon drei Stunden (18 km) gelaufen und lief abends wieder drei Stunden zurück, zusammen 36 km! Da wußte man, was man geschafft hatte, von dem unsinnigen Zeitaufwand, den die Lehreraufsätze beanspruchten, gar nicht zu reden.

Eine Beigabe war für die Gemeinde Forchtenberg die Nachbarschaft der Ernsbacher Juden. Täglich waren sie im Städtchen zu sehen; niemand konnte sich dem Handel mit ihnen entziehen, nicht einmal das Pfarrhaus. Der Itzig Löb kam alle Jahre kurz vor Weihnachten und brachte in ein sauberes weißes Tüchlein gewickelt eine große Gänseleber, aus der die Mutter nach einem echten Straßburger Rezept eine herrliche Gänseleberpastete zu bereiten wußte. Die Leber wurde unsererseits mit Nüssen bezahlt, die wir den beiden großen Bäumen vor dem Haus und im Schloßgarten verdankten; also ein wirklich harmloser Tauschhandel wie zwischen Naturvölkern, wobei es ganz ehrlich zuging. Übrigens hatte ich auch noch mit einem anderen Juden Handelsbeziehungen. Das war einer aus der seltenen Klasse der unpraktischen Juden. Er war in Dörzbach ansässig, war Glasschleifer wie

sein großer Volksgenosse Spinoza und hausierte mit Brillen und anderen Glasgeräten, Ich kaufte ihm hie und da eine Lupe oder einen Thermometer ab, sehr billig. Er ist dabei ein armer Mann geblieben.

Etwas anderes war es mit den Ernsbacher Viehjuden; unter ihrer Ausbeutung hatten die kleinen Leute in Forchtenberg schwer zu leiden. Sie duzten jeden Bauern, während der den Juden demütig als Herrn behandelte. Um das Übel zu bekämpfen, gründete ich um die Mitte der neunziger Jahre eine Raiffeisensche Darlehenskasse. Praktische Erfahrung stand mir nicht zu Gebot; anderswo heranzuhorchen fehlte mir die Zeit und das Geschick. Ich kaufte mir einfach ein gutes Buch, das über den Gegenstand so klar und erschöpfend unterrichtete, daß ich nur eines Abends eine Bürgerversammlung zusammenzuberufen brauchte, in der ich vor überfülltem Saal einen freien Vortrag hielt; ich war durch meine Lektüre so gründlich vorbereitet, daß ich in der nachfolgenden zweistündigen Besprechung jede Anfrage ohne weiteres beantworten konnte; am gleichen Abend noch wurde der Verein gegründet. Ich war aber auch die nächsten zwei Tage von dem fast ununterbrochenen Sprechen stockheiser. In einer zweiten Versammlung wurden die Wahlen vorgenommen, und dank der treuen Mithilfe des außerordentlich tüchtigen Amtsnotars Egerer und einiger erfahrener Gemeinderäte, die über die Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Gemeindeglieds stets genau im Bilde waren, lief jetzt die Sache ganz von selber, so daß ich mich von dieser Angelegenheit, die sich in ihrer praktischen und persönlichen Auswirkung mit meinem Seelsorgeramt schlecht vertragen hätte, bald wieder ganz zurückziehen konnte.

In meine Amtszeit fiel auch der Neubau des Schulhauses. Zu seiner Einweihung veranstaltete ich ein großes Kinderfest auf dem Wasen. Der Schulfonds war gerade stark angewachsen; so gelang es, die Erlaubnis zu erwirken, daß für hundert Mark Spielzeug angeschafft werden durfte, Bälle, Luftballons, Armbrüste, Zielscheiben und dergleichen Herrlichkeiten. Ich selber ging von einer Gruppe zur andern, um Leben in die Sache zu bringen. Die Leute meinten nachher, man habe mich gar nicht mehr gekannt. So trübselig und düster glaubt ein junger Pfarrer sich für gewöhnlich vor den Leuten geben zu müssen.

In dieser Zeit hat mich auch eine wesentliche Verbesserung der Pfarrstelle stark in Anspruch genommen. Das kam so: am Berghang oberhalb der Kirche standen der Südwand der Kirche entlang ein paar heruntergekommene baufällige Häuser (das Eckhaus war wahrscheinlich einmal Pfarrhaus gewesen). Eines von ihnen war neuerdings feil geworden, und es drohte die bereits erwähnte Gefahr, daß Gesindel aus einem der Nachbardörfer hereinzog, um in absehbarer Zeit der Gemeinde zur Last zu fallen. Die Stadt hatte daher Interesse daran, dieses Haus und womöglich auch die beiden andern zu erwerben und abzubrechen. Aber wie die Kosten aufbringen? Da konnte der berühmte Lastenabfindungsfonds herhalten, der zu einer ganz unnötigen Höhe angewachsen war; es galt nur, einen kirchlichen Zweck ausfindig zu machen.

So entwarf ich folgenden Plan: Die Pfarrei verfügt bis jetzt nur über einen kleinen und weit entlegenen Garten. Dem kann abgeholfen werden. Die baufälligen Häuser werden angekauft und abgebrochen und der Baugrund nebst den dazugehörigen Gärten wird mit dem bereits bestehenden Baumgut der Pfarrei zu einem großen Pfarrgarten vereinigt und mit einem gemeinsamen Zaun umgeben. Der bisher durch das Pfarrgut führende öffentliche Zugang zum Schloß wird aufgehoben

und durch einen anderen Zugang ersetzt. Die Kosten trägt der Lastenabfindungsfonds. Der bisherige Pfarrgarten vor dem Kochertor wird verkauft und der Erlös dem gleichen Lastenabfindungsfonds einverleibt.

Der Plan wurde genehmigt und ausgeführt, und zwar in großzügiger Weise, konnte man doch aus dem Vollen schöpfen. Der Hofgärtner Funk von Friedrichsruhe wurde beauftragt, den Garten einzurichten, zu bepflanzen und mit Wegen und hübschen Sitzplätzen zu versehen; der untere, ebene Teil wurde zum Gemüse- und Blumengarten bestimmt und mit einem riesigen Wasserbehälter ausgestattet, der vom Kirchendach gespeist wurde — die Vorbedingung für jeden Gartenbau innerhalb der Stadtmauern —, der obere Teil blieb Gras- und Baumgarten, nur daß er stellenweise mit Ziersträuchern bepflanzt und überall mit Wegen versehen wurde. Erhalten blieb namentlich der alte riesige Nußbaum. Im Osten war der Garten stimmungsvoll von der alten Burg, im Süden von der Stadtmauer begrenzt, über die man in die Tiefe sah. Das Schönste aber war der wundervolle Ausblick in die beiden Täler, das Kochertal und das walddreiche Kupfertal. So war der Pfarrgarten von Forchtenberg eine wahre Sehenswürdigkeit geworden und eine unendliche Annehmlichkeit für die Pfarrfamilie und ihre Gäste. Natürlich hat es viele Mühe gekostet, bis zu dem allem die Genehmigung der Behörden, die Zustimmung des Gemeinderats, des Schloßbesitzers und der übrigen Anlieger eingeholt und die Handwerker rechtzeitig bestellt und herbeigebracht waren, daß alles zusammen klappte. Aber es hat sich gelohnt. Etwas bedenklich an der ganzen Verbesserung war nur, daß der Pfarrer dabei nur für sich selber gesorgt hatte. Aber ich konnte mein Gewissen damit beruhigen, daß den Genuß davon eigentlich nur meine Nachfolger hatten, denn meines Bleibens konnte in Forchtenberg doch nicht mehr lange sein. Und wenn die Forchtenberger Pfarrstelle an Anziehungskraft so viel gewonnen hatte, mußte das mittelbar auch der Gemeinde zugut kommen.

III. Der Weg in die Wissenschaft

Aber mit all dem war die Zeit und Kraft eines jungen Mannes unmöglich ganz auszufüllen. Ich mußte mich nach einer Nebenbeschäftigung umsehen. Dazu war ich um so mehr veranlaßt, als ich neben meiner überaus fleißigen, unermüdlich tätigen jungen Frau unmöglich untätig bleiben konnte. Und diese Nebenbeschäftigung sollte angesichts des dürftigen Gehalts und der noch lange nicht völlig gedeckten Schulden von der Studienzeit her womöglich einträglich sein. Zuerst hatte ich an Gartenarbeit gedacht. Aber zur Betreuung des kleinen Gemüsegartens reichten die weiblichen Kräfte vollkommen aus, und ich war dabei nur im Wege, zeigte auch trotz meiner botanischen Interessen weder Geschick noch besondere Lust für das Gartengeschäft. Die Pflichten, die einem der Garten auferlegt, wann es ihm gerade paßt, habe ich immer als lästige Knechtschaft empfunden. Also mußte ich's mit literarischer Tätigkeit versuchen. Zunächst übernahm ich Bücherbesprechungen für den Staatsanzeiger, allerlei, wie's kam, Philosophisches, Schöngestiges, Historisches. Sie wurden gerne abgedruckt, doch kam dabei finanziell nicht viel heraus, weil ich's viel zu genau nahm und meinte, ich müße die Bücher vollständig gelesen haben, was zu viel Zeit kostete. Freihof⁴, der mich als Geiger kennengelernt hatte, wollte mir die Berichterstattung über das große Musikfest in Stuttgart zuschanzen. Doch kam es glücklicherweise nicht dazu. Das Kunstgeschwätz lag mir gar nicht,

⁴ Redakteur des Württembergischen Staatsanzeigers.

wiewohl ich gelegentlich schon mit Konzertbesprechungen Dank geerntet hatte. Schließlich kam ich auf die Botanik hinaus, und ich schrieb für Nägeles Albvereinsblätter einen größeren, rein populären Aufsatz über die Flora der Alb. Später übernahm ich für Gussmanns „Garten-Daheim“ kleine Essais über die verschiedensten botanischen Gegenstände; sie fanden Gussmanns lebhaften Beifall und er wünschte dringend deren Fortsetzung. Das Honorar von 20 M. pro Monat bedeutete damals für uns schon etwas; allein ich wurde dann bald durch größere Aufgaben in Anspruch genommen, so daß ich darauf verzichten mußte.

Im Jahre 1891 hatte Frau Mathilde Salzmann in Esslingen dem Albverein eine reiche Stiftung übergeben, die in irgendeiner Weise der so herrlichen Pflanzenwelt der Schwäbischen Alb zugute kommen sollte. Man dachte zuerst an einen botanischen Garten. Wie ich von diesem Plan erfuhr, schrieb ich sofort meinem Freund Nägele, dem Herausgeber der Albvereinsblätter, einen langen Brief, worin ich von diesem Plan aus verschiedenen Gründen entschied abriet und statt dessen die Herausgabe eines botanischen Führers für die Albwanderer empfahl. Nicht eine gewöhnliche „Exkursionsflora“ sollte es werden, sondern eine Einführung in das Verständnis dieser eigenartigen Pflanzenwelt, ihrer besonderen Ausstattung und Anpassung an Klima und Standort, ihrer Verbreitung und Geschichte. Weniger von den einzelnen Pflanzenarten sollte darin die Rede sein, als von den großen Pflanzen-Verbänden, Wäldern und Wiesen, Heiden und Mooren, vom Pflanzenwuchs der Felsen und Gewässer und von deren Bedeutung für das ganze Landschaftsbild. Ich dachte entfernt nicht daran, ein solches Buch etwa selber zu schreiben, bezeichnete vielmehr eine Anzahl von naturwissenschaftlich gebildeten Männern, die mir dafür geeignet schienen. Nägele war ein Mann der Tat, selbstlos und sachlich, empfänglich für jede Anregung und keineswegs nur für die eigenen Einfälle eingenommen, wie es die meisten sind. Er ergriff den Gedanken mit großer Lebhaftigkeit und teilte mir das Ergebnis mit: er hatte lauter Körbe bekommen; alle fanden den Gedanken schön und gut, trauten sich aber nicht an dessen Ausführung. Sein Bericht schloß: „Weißt du was? Schreib's selber!“

Und ich setzte mich hin und schrieb's selber. Freilich nicht ohne die schwersten Bedenken. Ich war als Schriftsteller und gar als Forscher ein blutiger Anfänger. Niemals hatte ich eine botanische oder überhaupt eine naturwissenschaftliche Vorlesung gehört, niemals irgend welche persönliche Anleitung in der Pflanzenkunde empfangen; ich mußte ganz von Grund aufbauen. Es war schon ein tollkühnes Wagnis. Aber der Gegenstand lockte mich in höchstem Maß, die Schulden drängten — sie waren also auch für etwas gut —, und den Ausschlag gab der ermutigende Zuspruch meiner lieben Frau, die mir auch das Höchste und Schwerste zutraute. So nahm ich den Auftrag an, entschlossen, das Beste und Vollkommenste zu leisten, was irgend in meiner Kraft stand; denn nur so, das war mir völlig klar, konnte ich der Aufgabe genügen. Ich begann damit, daß ich in einer einzigen Erntevakanz das ganze dreibändige Lehrbuch der Botanik von Julius Wiesner („Elemente der wissenschaftlichen Botanik“) von Anfang bis Ende exzerpierte. Ich besitze das Manuskript noch heute; es umfaßt 272 Seiten. Dann wurde jahrelang mit größter Hingebung gearbeitet. Buchstäblich Hunderte von Bänden ließ ich mir im Lauf der Jahre nach Forchtenberg kommen, aus der Stuttgarter Staatsbibliothek, aus Tübingen, Berlin, München, Wien, Straßburg. Überall ging ich, soweit es irgend möglich war, auf die Originalarbeiten zurück und benützte daneben nur erstklassige Lehr-

und Handbücher. Jede Vakanz, ja jeder Aufenthalt im Freien wurde zum Sammeln von Beobachtungen ausgenützt, nicht bloß im Albgebiet selber, das ich nach allen Richtungen durchwanderte, auch in den Nachbarlandschaften, besonders natürlich im Muschelkalk meiner unmittelbaren Umgebung, dessen Pflanzenwelt mit der Albflora so viel Ähnlichkeit hat. Das Herbarium schwoll mächtig an, war doch das Pflanzensammeln, vordem nur eine Liebhaberei, nunmehr zur Pflicht geworden. Tag und Nacht wälzte ich die neuen Gedanken im Kopf herum. Meine Familie hat darüber freilich manches entbehrt; aber die Mutter hat das Opfer gerne gebracht, mir alle Störungen aus dem Wege geräumt und mich unterstützt, wie sie nur konnte. Endlich, nach fünf Jahren angestrengtester Arbeit — wäre ich in Tübingen nur halb so fleißig gewesen, hätte ich es längst zum Dekan gebracht, hätte mich aber schwerlich dabei ebenso wohl gefühlt —, war der Hauptteil, der erste Band, fertig. Da mir die großzügigen Werke von Anton Kerner und Hermann Christ, „Pflanzenleben der Donauländer“ und „Pflanzenleben der Schweiz“, als Muster vorgeschwebt hatten, wählte ich den Titel „Pflanzenleben der Schwäbischen Alb“. Der Druck dieses ersten Bandes ging so langsam vonstatten, daß ich neben der sehr sorgfältigen, mit Hilfe der Mutter durchgeführten Korrektur das Manuskript zum zweiten Band in aller Ruhe fertigstellen konnte.

Wie der erste Band fertig gedruckt war, ging Freund Nägele mit den Aushängebogen, aber ohne das Titelblatt, zu dem hervorragenden Botaniker Prof. Vöchting in Tübingen und bat ihn um sein Urteil. Den Verfasser wolle er zunächst nicht nennen. Als er nach 14 Tagen wiederkam, fand er Vöchting in heller Begeisterung: „Wer hat das geschrieben?“ Er kenne doch die Botaniker im Land und wisse nur einen, dem eine solche Leistung allenfalls zuzutrauen wäre: Professor Kirchner in Hohenheim. Aber der hätte es schriftstellerisch nicht so geschickt angefaßt. Wie er hörte, der Verfasser sei ein unbekannter Pfarrer aus dem Unterland, da geriet er vollends aus dem Häuschen. Denn er war frei von jeglichem Zunftgeist und hat auch sonst Leuten von ungewöhnlicher Laufbahn die Wege geebnet. Und wie Nägele kurz entschlossen fragte, ob der Verfasser damit wohl den Dokortitel erwerben könne, wurde das sofort freudig bejaht. Ich selber, der von allen den Vorgängen keine Ahnung hatte, war freilich voller Bedenken, weil ich mich durchaus nicht als vollausgebildeter Fachbotaniker fühlte und es mir namentlich an den Nebenfächern fehlte. Aber auch diese Bedenken wurden beseitigt, und so fand ein paar Wochen darauf die mündliche Promotionsprüfung vor der Naturwissenschaftlichen Fakultät in Tübingen statt mit dem Ergebnis: Note I, summa cum laude. Als besondere Anerkennung wurde mir nachträglich auch noch die Promotionsgebühr zurückbezahlt.

Ich habe die Verleihung des naturwissenschaftlichen Dokortitels stets als den größten Erfolg meines Lebens betrachtet. In der Tat begründete er meine ganze zukünftige Laufbahn; lebenslang habe ich von den Anregungen gezehrt, an den Problemen weitergearbeitet, die mir bei der Ausarbeitung dieses Werkes aufgegangen waren. Wie dann das Buch 1898 wirklich erschien, wurde es von allen Seiten aufs freundlichste besprochen und war schon nach wenigen Wochen vollständig vergriffen, so daß ich mich an eine Neuauflage machen mußte, die im Juli 1899 ans Tageslicht trat.

Etwas ganz Großes habe ich von Forchtenberg aus noch erlebt; das war der Internationale Geographenkongreß vom Jahr 1899 in Berlin. Das Riesensprogramm, das mir zu Gesicht gekommen war, bot eine ganze Reihe von Themen,

die für mich höchst wichtig waren. Ich hatte das Honorar für mein Buch in der Tasche, und die Mutter sprach mir liebevoll zu. So machte ich mich denn auf den Weg.«

Die Rolle Gradmanns auf diesem Kongreß läßt erkennen, daß er damals auch schon in der außerwürttembergischen Welt als Gelehrter von Rang angesehen wurde: Bedeutende Wissenschaftler wie u. a. Penck, Kirchoff und Drude traten in nähere Beziehungen zu ihm, dieser und Engler baten um seine Mitarbeit an ihrem großen Sammelwerk „Die Vegetation der Erde“, und zu seiner großen Überraschung wurde er zu den „Prominenten“ gezählt, die dem Reichskanzler Fürst Hohenlohe vorgestellt und von der Stadt Hamburg zu einer glanzvollen Sonderveranstaltung eingeladen wurden.

Die Forchtenberger Jahre waren für Gradmann eine Zeit stillen Reifens zum Wissenschaftler, gegen deren Ende er, wie er in einem Anhang zu seinen Memoiren schreibt, „aus gänzlicher Verborgenheit heraus die Welt mit dem fertigen Meisterstück überrascht“ hatte. Auch die Landschaft um die Stadt hat ihren Teil zu diesem Erfolg des „Pflanzenlebens“ beigetragen: sein fundamentaler Begriff „Steppenheide“ ist nicht etwa auf der Alb, sondern auf dem Kocherberg entstanden, und das jetzt zerstörte Forchtenberger Kleeblattnahegebiet lebt im Begriff „Kleeblattnahegebiet“ weiter. Sicherlich gehen wir auch nicht fehl in der Annahme, daß ihm bei der fast liebevollen Charakterisierung der süddeutschen Zwergstädte in seinem bedeutsamen Aufsatz „Schwäbische Städte“⁵ die Erinnerung an das vertraute, dort auch besonders genannte Forchtenberg die Feder geführt hat.

Schon in den Forchtenberger Jahren werden die ersten Anzeichen der eigentlichen Bestimmung seines Lebens sichtbar: Als „Konferenzdirektor“ (seit 1892) mit der Fortbildung der Volksschullehrer des Oberamts betraut, hält er dabei Vorträge über den Alamannenstamm und über die Bedeutung von Klima und Landschaft für die Geographie, 1899 veröffentlicht er eine Arbeit „Der obergermanisch-rätische Limes und das fränkische Nadelholzgebiet“⁶, und auch der Aufsatz „Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung“⁷, ein Meilenstein in der Landschaftsforschung, ist noch im Forchtenberger Pfarrhaus entstanden. Trat damit seine geographische Grundhaltung auch schon aufs deutlichste hervor, so sollte es gleichwohl noch viele Jahre dauern, bis er seine — anfangs ihm selbst unbewußte — Hinwendung zur Geographie mit der Habilitation für dieses Fach in Tübingen (1909) besiegelte.

Daß Gradmann nach seinen wissenschaftlichen Erfolgen nicht mehr lange in Forchtenberg bleiben werde, lag auf der Hand. Über die Umstände seines Scheidens von dieser Stadt, der er sehr viel später eine kleine, von Liebe diktierte literarische Würdigung gewidmet hat⁸, mag er wieder selbst berichten:

»Inzwischen war unser Hans acht Jahre alt geworden und bald reif für die Lateinschule. So mußte ich danach trachten, in eine größere Stadt oder wenigstens in deren Nähe übersiedeln, und es begann die unerquickliche Zeit der Meldungen. Da ich nicht gern auf eine Anfangspfarrei zurückdiente und für die besser bezahlten Stellen noch zu jung war, gab es manche Enttäuschung. Endlich war es gelungen: die zweite Pfarrstelle in Plieningen, Amtsbezirk Stuttgart, war mir verliehen wor-

⁵ Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1916.

⁶ Petermanns Geographische Mitteilungen 1899.

⁷ Geographische Zeitschrift 1901.

⁸ Blätter des Schwäbischen Albvereins 1934.

den: Das Bezirksschulinspektorat für den Bezirk Stuttgart-Amt sollte damit verbunden werden. Die Ernennung war bereits veröffentlicht, sogar die Tapeten waren schon herausgesucht, da entdeckte plötzlich die Mutter, daß im Staatsanzeiger eine neu errichtete Bibliothekarstelle in Tübingen ausgeschrieben sei. Etwas Erwünschteres konnte es für uns gar nicht geben. Aber sich schon wieder fortmelden, noch ehe man überhaupt aufgezo-gen war? Unmöglich! Für alle Fälle fuhr ich doch nach Stuttgart zum damaligen Referenten für die ständigen Pfarrstellen, Prälat Bilfinger. Der nahm die Sache überraschend freundlich auf. Der König könne zwar vielleicht „aufmucken“: „Habe ich dem nicht erst eine Pfarrstelle gegeben?“ Aber wahrscheinlich merke er es gar nicht. Ich solle es nur ruhig versuchen. Das habe ich denn auch getan. Die Entscheidung lag in der Hauptsache in Tübingen. Dort kam mir der naturwissenschaftliche Dokortitel summa cum laude trefflich zustatten. Der Instanzenweg, bis die Sache schließlich vor den Senat und von da durch den Kanzler und das Kultusministerium vor den König kam, war sehr umständlich, und so mußte ich noch wochenlang auf die Entscheidung warten. Endlich verlor ich die Geduld und ging durch, d. h. ich verreiste auf ein paar Tage nach Wertheim und Umgebung, wo ich wichtige pflanzengeographische Feststellungen zu machen hatte. Und richtig, bis ich wieder zurückkam, war das Glückwunschtelegramm da. Ich hatte wieder einmal Glück gehabt.

So kam es, daß ich noch heute im Magisterbuch als Pfarrer von Plieningen 1901 verzeichnet stehe, während ich doch das Nest seit meiner Gymnasistenzeit überhaupt nicht mehr betreten habe. Wie schön, wenn einmal in meinem Nekrolog zu lesen stände: „Seine wenn auch nur kurze Tätigkeit in Plieningen ist noch heute daselbst unvergessen“! Anlaß zum Bedauern, daß man seinen eigenen Nachruf nicht mehr erlebt!

Der Abschied von Forchtenberg ist uns nicht leicht gefallen. Wir hatten das Städtchen und seine Gemeinde sehr lieb gewonnen, haben es nie vergessen und später immer wieder aufgesucht. Die Forchtenberger Jahre waren für uns eine schöne, reiche, wohl angewendete und überaus fruchtbare Zeit.*